

# Wer den Frosch küsst

Konstanze Harlan

*Roman*

# 1

Mit nervtötend fröhlicher Melodie riss sie der unbarmherzige Wecker aus den Armen eines Märchenprinzen, der eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem jungen George Clooney hatte. Der prunkvolle, durch hunderte von Kerzen erleuchtete Ballsaal, in dem Cecilia Weiss eben noch dem Happy End entgegengetanzt hatte, war verschwunden.

Stattdessen befand sie sich im Bett in ihrer aus allen Nähten platzenden Zweizimmerwohnung und neben ihr regte sich jemand. Die Augen halb geschlossen in der vagen Hoffnung, den Traum noch einmal wiederbeleben zu können, bemerkte sie die nackten Füße, die es sich auf ihrer Brust bequem gemacht hatten. Sie seufzte. Offenbar hatte Jakob heute Nacht mal wieder unbenutzt den Weg in ihr Bett gefunden.

Versonnen betrachtete sie ihren friedlich träumenden Sohn. Seine blonden Locken fielen ihm schweißfeucht in die Stirn. Die Lippen hatte er leicht nach vorn geschoben, so als hätte er immer noch den Schnuller im Mund, den sie ihm vor zwei Jahren mühsam abgewöhnt hatte.

Für einen Moment kuschelte sie sich an ihn. Mit gesenkten Lidern genoss sie seine Körperwärme und den ihm so eigenen Duft. Dann schlug Jakob die Augen auf.

»Aufstehen, Mama!«

Müde sah sie ihn an. Wie machte er es bloß, dass er in einem Augenblick tief schlief und im nächsten bereits putzmunter war?

»Komm noch kurz kuscheln, mein Schatz!« Bittend streckte sie ihre Arme nach ihm aus. Doch er entwand sich ihr und zog stattdessen ihre Bettdecke weg. Sofort stellten sich die feinen Haare an ihrem Körper auf. Es war zwar erst Anfang Oktober, aber draußen schon klirrend kalt.

»Halt! Stopp! Das ist gemein!«, protestierte sie.

Jakob lachte nur und tanzte mit der Decke in der Hand um ihr Bett herum.

»Na, warte!«

Sie sprang aus den Federn und schnappte sich ihren glücklich kreischenden Sohn, um ihn ordentlich durchzukitzeln. Dann verschwand sie in der Dusche. Als sie angezogen und mit einem um die nassen Haare gewickelten Handtuch in die Küche kam, hatte er bereits den schmalen Klapp Tisch mit ihren Müslischalen gedeckt.

Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, dass sie sich besser beeilen sollten. Jakob hatte kaum den letzten Bissen in den Mund geschoben, als sie ihm die Schüssel wegschnappte und ihn zum Anziehen in sein Zimmer jagte. Sie selbst föhnte sich hastig die glatten haselnussbraunen Haare und band sie locker zusammen.

Früher hatte sie mit ihren Rehaugen und der ebenmäßigen Haut als Schönheit gegolten. Heute wirkte sie zwar immer noch jünger als die fünfundzwanzig Jahre,

die sie war, doch dunkle Schatten ließen ihre Augen hungrig aus dem schmalen Gesicht hervortreten. Manchmal dachte sie, dass sie wie eine Drogenabhängige aussah.

Als sie kurze Zeit später in Jakobs Zimmer hinüberging, hatte er sich in den wilden Kampf zweier Playmobilritter vertieft. In solchen Augenblicken machte sie seine Verträumtheit wahnsinnig.

»Jakob, du hast ja noch deinen Schlafanzug an!«

Wie immer ignorierte er sie geflissentlich, bis sie ungeduldig lauter wurde: »Jakob!«

»Moment!«, fauchte er zurück. »Ich bin beschäftigt.«

Sie versuchte, ruhig zu bleiben.

»Wir müssen jetzt wirklich dringend los. Sonst verpassen wir die U-Bahn.«

»Warum?«, kam die ungläubige Frage.

Da war schon wieder dieses »Warum?«, das sie regelmäßig auf die Palme brachte.

»Du weißt doch, dass ich auf keinen Fall zu spät kommen darf, sonst verliere ich meinen Job. Nun sei so gut und hilf mir!«

Sie hatte ein schlechtes Gewissen, als sie das sagte, denn jedes Mal, wenn sie ihm mit diesem Tonfall kam, schien er um zehn Jahre vernünftiger zu werden.

»In Ordnung, Mama.«

Es machte sie traurig, dass sie ihm mit seinen erst fünf Jahren so viel abverlangen musste. Es war kein Zuckerschlecken, wenn man das Kind einer alleinerziehenden Kellnerin war. Sie nahm ihn fest in den Arm.

»Es tut mir leid, dass es momentan so schwierig ist. Bald wird es besser, ok?«

»Ok, Mama«, lächelte er und schaute sie mit einem

vertrauensvollen Blick an, als gäbe es nichts, was er ihr nicht zutraute. Dabei war genau dies das Problem. Seit sie ihre Zukunft verloren hatte, traute sie sich selbst nichts mehr zu.

Siebzig Minuten später stand sie tatsächlich hinter der Theke des »Coffee Palace« und konnte es kaum fassen, dass sie es noch rechtzeitig geschafft hatte. Heute pünktlich zur Arbeit zu kommen, war ungefähr so wahrscheinlich gewesen wie eine Emmy-Nominierung für eine deutsche Serie und sie dankte innerlich noch einmal dem Fahrer des Tiefladers, der durch sein Wendemanöver auf offener Straße den Bus gezwungen hatte, auf Cecilia und Jakob zu warten.

Tief durchatmend hob sie ihre Espressotasse an den Mund und genoss einen kurzen Moment der Ruhe, weil sich noch kein Kunde zu ihr verirrt hatte. Dann aber bog einer der neuen Hybridbusse um die Straßenecke und wie frisch geschlüpfte Spinnen aus ihrem Kokon ergoss sich eine nicht enden wollende Schar Pendler auf den Bürgersteig vor ihrer Eingangstür.

Nur einen Augenblick später enterten sie das Café. Männer in Anzügen und Frauen in Stöckelschuhen warfen ihre Aktentasche förmlich voraus, um einen vorderen Platz in der Schlange zu ergattern.

Im Akkord presste Cecilia den frisch gemahlene Kaffee in den Hebel der Espressomaschine und eilte wie ein Derwisch hinter der Theke hin und her. Doch sie schaffte es nicht, die Ansammlung gestresster Großstädter wenigstens einmal so abzuarbeiten, dass nicht alle mit Leichenbittermiene herumstanden.

»Geht es nicht ein bisschen schneller?«, fragte eine

junge Mutter. Ihr Baby war derart wärmeisolierend in dem Designerkinderwagen verstaut, dass man außer einer sich wütend bewegenden Daunendecke nichts von ihm sah. Damit man seine Anwesenheit trotzdem bemerken konnte, schrie es wie am Spieß und die Augen der Mutter flackerten panisch zwischen der Kuchenauslage und dem Kind hin und her.

Unglücklicherweise war sie erst die Vierte in der Schlange und niemand kam auf die Idee, sie vorzulassen. Cecilia, die es nie ausgehalten hatte, ihr eigenes Kind schreien zu lassen, starb tausend Tode und als das Baby einen besonders hohen Schrei ausstieß, verbrühte sie sich vor Schreck den rechten Zeigefinger am heißen Dampf des Milchaufschäumers.

Zu allem Überfluss bestellte die rothaarige Frau mit der Hornbrille vor der jungen Mutter dann auch noch so viel, als plane sie, die Kaffeespezialitäten auf dem Gehweg vor dem Geschäft gewinnbringend weiterzuverkaufen.

»Zwei mittlere Cappuccinos, einen kleinen Cappuccino mit Sojamilch, einen doppelten Espresso, einen großen Latte Macchiato, koffeinfrei und laktosefrei, und zwei Chai-Latte, mittelgroß. Zum Mitnehmen. Und zwei von den Sandwiches, eins mit Putenbrust und eins mit Camembert.«

»Putenbrust haben wir heute leider nicht. Darf es vielleicht Kochschinken oder Salami sein?«, erkundigte sich Cecilia, während sie die Bestellung in die Kasse eingab. Der alarmierte Blick aus den kleinen Augen der Brillenträgerin ließen sie wie ein erschrecktes Kaninchen aussehen.

»Aber Doktor Fahrholz isst wegen seines Cholesterin-

spiegels nur Putenfleisch!«

»Tja«, machte Cecilia aus Höflichkeit und zuckte bedauernd die Achseln. »Soll es etwas anderes sein?«

Die junge Frau, der man auch ein Post-it mit der Aufschrift »Praktikantin« auf die Stirn hätte kleben können, verfiel in eine Art Schockstarre und antwortete nicht.

»Siebenunddreißig neunzig macht das dann«, sagte Cecilia schließlich, nachdem sie einen angemessenen Augenblick gewartet hatte, und machte sich hastig an die nächste Bestellung. Sie war heilfroh, als die Mutter endlich ihren Chai-Latte in die Getränkehalterung des Bugaboos stellte und hinausschob. Cecilia fragte sich, was wohl die Ursache für die graue Gesichtsfarbe und den schleppenden Gang der Frau sein mochte. Schlafmangel oder Beziehungsstress?

Ein lautes Platschen riss sie aus den Gedanken.

»Können Sie nicht aufpassen! Sie haben meine Handtasche ruiniert!«

Einem der Anzugträger war der Cappuccino heruntergefallen. Ein paar Spritzer schienen die Tasche einer blondierten Dame mittleren Alters erwischt zu haben. Der Rest war schwallartig auf dem Boden verteilt.

Als Cecilia noch überlegte, ob sie zuerst die Bestellungen fertigmachen oder die Sauerei aufwischen sollte, hörte sie ihr Handy klingeln und ahnte mit sinkendem Herzen, dass das nur Jakobs Kita sein konnte.

»Ihr Sohn hat Fieber, Sie müssen ihn umgehend abholen!«

Die Erzieherin klang gestresst, als Cecilia es nach einer Dreiviertelstunde endlich geschafft hatte zurück-

zurufen. Im Hintergrund hörte sie lautes Kindergeschrei.

»Wirklich? Heute Morgen war er putzmunter«, entgegnete Cecilia.

»Jetzt ist er jedenfalls krank. Bis wann können Sie da sein?«

Das brachte Cecilia in eine echte Bredouille. Jakobs letzte Erkrankung, eine Magen-Darm-Grippe, die er von einem Kindergeburtstag mitgebracht hatte, war keine zwei Wochen her. Cecilia hatte so kurzfristig abgesagt, dass ihr Chef sich selbst in den Laden hatte stellen müssen. Danach hatte er ihr unmissverständlich klargemacht, dass das nicht noch einmal vorkommen dürfe, wenn sie an ihrem Job hinge.

»Hm ...«, druckste sie herum, »kann er vielleicht noch ein bisschen bleiben? Ich kann hier gerade wirklich nicht weg.«

»Sie wissen doch, dass das nicht geht. Das ist gesetzlich so geregelt. Mir sind da die Hände gebunden.«

Zähneknirschend versprach Cecilia, Jakobs Abholung zu organisieren und legte auf. Dann zerbrach sie sich den Kopf nach einer Lösung. Versuchsweise rief sie die Babysitterin an, die auf Jakob aufgepasst hatte, als sie eines ihrer seltenen Dates gehabt hatte. Aber auch beim dritten Versuch, das Handy ans Ohr geklemmt, während sie Milch aufschäumte, ging sie nicht dran.

Verdammt. Vielleicht sollte sie behaupten, dass sie selbst nun Magen-Darm hatte? Doch sie verwarf den Gedanken gleich wieder. Ihre Angst, den einzigen Job zu verlieren, den sie ohne Ausbildung überhaupt hatte ergattern können, war zu groß. Erneut verfluchte sie ihre eigene Dummheit, die aus ihr eine alleinerziehende



Kellnerin ohne Zukunftsperspektive gemacht hatte.

Als einen Moment lang niemand im Café war, tat sie in Ermangelung einer Alternative das, was sie nie wieder hatte tun wollen: Sie rief ihre Mutter an. Ihr Verhältnis war nie besonders gut gewesen und war durch die Ereignisse um Jakobs Geburt nicht besser geworden. Trotzdem hatte sie sie manchmal im Notfall gebeten einzuspringen.

Beim letzten Mal hatte das allerdings zu einem so heftigen Streit geführt, dass seitdem Funkstille herrschte. Eigentlich war Cecilia überrascht, dass sie bereits nach dem dritten Klingeln abnahm.

»Ja?«

Cornelia Weiß machte sich nicht die Mühe, »Hallo« zu sagen. Das war typisch für sie.

»Hi ...«

Cecilia verstummte auf der Suche nach den passenden Worten. Leider füllte sich das Café schon wieder und sie musste auch noch »einen Moment« hinzufügen, um eine junge Frau, vermutlich eine Studentin, nach ihrer Bestellung zu fragen.

»Da bin ich wieder. Also ...«

»Ich nehme an, Jakob muss aus irgendeinem Grund aus der Kita abgeholt werden?«, nahm ihre Mutter ihr die Worte aus dem Mund.

»Ja, richtig, er hat Fieber bekommen ...«

»Wann holst du ihn bei mir ab?«

»Meine Schicht geht bis sechzehn Uhr. Dann komme ich sofort, ok?«

»Ist gut.«

Mit diesen Worten legte sie ohne weiteren Kommentar auf. Cecilia widmete sich hastig wieder der Frau vor

ihr, die ungeduldig das Gespräch belauscht hatte und nun endlich ihr Getränk in Empfang nahm.

Ein beklemmendes Gefühl schnürte ihren Brustkorb zu, als sie um Viertel vor fünf vor dem Haus stand, in dem sie die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Bei ihrem Auszug hatte sie geglaubt, dass sie keine zehn Pferde jemals mehr in dieses Gebäude zurückbringen würden.

Der weiße Betonklotz ragte allmächtig über ihr auf. Teil einer Art Trabantenstadt, so wie sie in den sechziger und siebziger Jahren überall auf freien Flächen in der Stadt gebaut worden waren. Der sogenannte soziale Wohnungsbau. Einheitlich, mit Grünflächen in der Mitte, auf der es bloß eine einzige Schaukel gab. Dafür einen Supermarkt direkt mit im Haus, der aber längst aufgegeben worden war. Zehn Stockwerke, eines trauriger als das andere, mit schlammgrünen Wänden und einem Linoleumfußboden, der sich auch in einer Irrenanstalt gut gemacht hätte.

Zögernd drückte Cecilia auf den Klingelknopf und stieg die Treppen bis in den sechsten Stock hinauf. Es gab zwar einen Fahrstuhl, aber der war häufiger kaputt als intakt.

»Da bist du ja.«

Kühl stand Cornelia Weiß in der Tür. Sie war einen guten Kopf kleiner als Cecilia und wenn man ihr verhärmtes Gesicht unter den kurzen grauen Haaren betrachtete, wäre man nie auf die Idee gekommen, dass sie in ihrer Jugend mal eine echte Schönheit gewesen war.

»Jakob ist auf dem Sofa.«

»Hallo, Mama«, entgegnete Cecilia und gab ihr der

Form halber einen Kuss auf die Wange, auch wenn sie wusste, dass ihre Mutter mit Nähe nicht umgehen konnte. Zumindest nicht mit ihrer. Dann betrat sie ihr altes Heim und fühlte sich wie auf einer Zeitreise in die Vergangenheit. Nichts hatte sich hier seit ihrer Kindheit verändert. Ihre Mutter hatte nie die Notwendigkeit verstanden, zu dekorieren oder Möbel auszutauschen. Was noch funktionierte, blieb. Was kaputt ging, wurde repariert.

Cecilia schlich durch den dunklen, engen Flur hinüber zu dem größten Raum der Wohnung, dem Wohnzimmer. Dort lag Jakob genau auf dem Sofa, auf dem auch sie selbst ihre Kinderkrankheiten durchlitten hatte. Ohne den Trost ihrer Mutter, denn diese hatte das magerere Familieneinkommen durch Putzen verdient und nie gewagt, einen Tag freizumachen.

Ihr Vater hatte irgendwann - so erzählte es jedenfalls ihre Mutter - Frau und Tochter zurückgelassen, um sich um die viel bedürftigeren Kinder in Afrika zu kümmern. Er war nie zurückgekehrt.

»Hallo, mein Schatz! Wie geht es dir?«

Jakob schaute kurz hoch und sie sah an seinem blassen Gesicht und den fiebrig glänzenden Augen, dass er auch morgen noch krank sein würde.

»Ganz gut.«

Dann wandte er sich wieder seinen Cartoons zu und Cornelia Weiß betrat das Zimmer. Sie hinkte leicht. Die Knieschmerzen, die sie vorzeitig hatten in Rente gehen lassen, waren an manchen Tagen so stark, dass sie ohne Schmerzmittel gar nicht erst aufstehen konnte.

»Möchtest du einen Tee?«

»Nein, danke. Wir sollten jetzt losgehen.«

Die Miene ihrer Mutter verfinsterte sich und die Kerben eines Lebens voller Entbehungen wurden noch deutlicher sichtbar.

»Ich finde, du könntest wenigstens einen Tee mit mir trinken, dafür dass ich dir aus der Patsche geholfen habe!«

Cecilia sah sie feindselig an. »Du willst wirklich für alles eine Bezahlung.« Wütend schüttelte sie den Kopf. »Na gut. Dann trinke ich eben einen Tee.«

Kurze Zeit später saßen sie sich an dem schmalen Küchentisch gegenüber. Cecilia schaute in ihre Tasse, in der ein »Teekanne«-Teebeutel in heißem Wasser schwamm.

Früher wäre das anders gewesen. Früher war die Filterkaffeemaschine den ganzen Tag an und hielt die schwarze Brühe darin warm, bis sie immer bitterer schmeckte. Heute verzichtete ihre Mutter auf Anraten ihres Arztes auf Kaffee. Sie hatte aufgrund ihres Übergewichts einen Diabetes mit Bluthochdruck entwickelt und entkoffeiniert schmeckte er ihr nicht. Ihre Mutter räusperte sich.

»Was machst du morgen mit Jakob?«

»Alles, nur nicht zu dir!«, wollte Cecilia schreien, doch was hatte sie schon für eine Wahl? »Hättest du vielleicht die Möglichkeit, ihn zu nehmen?«, fragte sie stattdessen.

Ernst, mit unergründlichem Ausdruck im Gesicht sah ihre Mutter sie an. Sah sie etwa einen Hauch von Trauer oder Reue? Nie hatte Cornelia Weiß ihr Anlass gegeben zu glauben, sie könnte etwas bereuen. Dabei hätte das für Cecilia in den schlimmen Zeiten viel bedeutet. Sie einmal über Gefühle sprechen hören, darüber, wie es für

sie war, als ihr Vater weggegangen war.

Stattdessen immer dieses Pokerface. Die Durchhalteparolen. Die Angst, Schwäche zuzulassen. Möglicherweise war das der Grund, warum Cecilia selbst sich damals so überstürzt und bedingungslos hatte verlieben können.

»Ja.« Ihre Mutter hielt inne, sah aber so aus, als wollte sie etwas hinzufügen. Doch was sie schließlich sagte, war vermutlich nicht das, über was sie eben noch nachgedacht hatte. »Nun gut. Dann pack ihn mal ein. Ihr müsst ja morgen früh wieder los.« Nach einer kaum merklichen Pause fügte sie hinzu: »Oder soll er heute Nacht einfach hier bei mir bleiben?«

»Nein, danke, wir fahren lieber nach Hause«, entgegnete Cecilia bestimmt.

Mindestens fünfundvierzig Minuten würden sie länger brauchen. Ihr grauste davor, das fiebrige Kind hin und her durch die S-Bahn zu bugsieren. Aber sie wollte ihrer Mutter nicht mehr schuldig sein, als unbedingt nötig.

Sie schnappte sich ihren kranken Sohn und sie machten sich auf den Heimweg. Während sie in der S-Bahn saßen, Jakob auf ihrem Schoß, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, sinnierte sie, wie anders alles sein könnte, wenn sie ein normaleres Mutter-Tochter-Verhältnis hätten.

Dann könnte Cornelia die liebende Oma sein und sie selbst die dankbare und deutlich entlastete Tochter. Sie war immer neidisch, wenn sie von Leuten hörte, die eine gute Beziehung zu ihren Eltern hatten. Aber sie gab sich keinen Illusionen hin. Das würde nie so sein.

## 2

Mitten in der Nacht schreckte sie von einem schrillen Schrei hoch und fand Jakob aufrecht in seinem Bett sitzend vor, offenbar in heftigem Disput mit einem imaginären Feind. Sie legte ihm die Hand auf die Stirn und stellte fest, dass er vor Fieber glühte. Was sie auch versuchte, er war nicht ansprechbar und nicht zu wecken. Schwer zu ertragen wurde das seltsame Schauspiel für sie, als er anfang zu weinen und »Nein! Nein!« zu schreien. Dann ließ er völlig unvermittelt ein gespenstisches Kichern hören.

Zu ihrer großen Erleichterung war der Spuk nach gut zwanzig Minuten wieder vorbei. Als wäre nichts gewesen, legte er sich hin und schlief weiter. Cecilia allerdings hatte am nächsten Morgen das Gefühl, nicht eine Sekunde geschlafen zu haben. Wie ferngesteuert spulte sie das morgendliche Programm ab. Als sie schließlich loskamen, wusste sie, dass sie nur durch ein Wunder noch rechtzeitig bei der Arbeit sein konnte.

Um sieben Uhr vierzig stand sie vor der Glastür des »Coffee Palace«, nachdem sie wie eine Verrückte durch

die U-Bahn gehetzt war. Dass sie nur zehn Minuten Verspätung hatte, grenzte fast an Zauberei. Dafür floss ihr aber auch trotz der Kälte der Schweiß in Strömen den Rücken herunter und sie fühlte sich so erschöpft, als hätte sie ihr Tageswerk bereits hinter sich.

Hastig zerrte sie den Schlüsselbund aus der Tasche und beugte sich nieder, um die Tür aufzuschließen. Dabei fiel ihr auf, dass nur einmal abgeschlossen war. Normalerweise schloss auch der Kollege, der die späten Schichten machte, zweimal ab. Sie ging hinein und atmete den Geruch nach abgestandenem Kaffee ein, der nie ganz aus den Räumen zu bekommen war.

Er mischte sich mit dem beißenden Gestank von vergammelten Orangen. Sie musste Martin, der die Schichten am Nachmittag übernahm, dringend darauf hinweisen, dass er keine Obstreste im Abfall lassen durfte.

Genervt eilte sie zum Mülleimer, zog den halbvollen, stinkenden Beutel hinaus und rannte durch den Hinterausgang zur Abfalltonne. Kaum war sie zurück, holte sie Kuchen und Gebäckteile aus dem Tiefkühlschrank im Nebenraum und schmiss eine erste Charge in den Aufbackofen. Ein Blick auf die Uhr verriet ihr, dass sie fünf Minuten hatte, bis sie aufmachen musste.

Gerade hatte sie angefangen, Orangen in die Presse zu füllen, als ihr ein Schatten an einem der hinteren Tische auffiel. Ihre Glieder wurden starr vor Schreck. War das ein Einbrecher? Sie konnte nichts Genaues erkennen. Es war noch dunkel draußen und sie hatte das Licht im Gastraum noch nicht angemacht.

Panisch suchte sie den Lichtschalter und knipste ihn an. Sie stieß einen erstickten Schrei aus. Das Bild, das

sich ihr bot, war verstörender, als wenn es tatsächlich ein Einbrecher gewesen wäre. Am hintersten Tisch saß ein schlaksiger Mann mit Kapuzenshirt und käsigem Gesicht und vor sich einen Notizblock, auf dem er sich etwas aufzuschreiben schien. Es war Johannes Walgräfe, ihr Chef.

»Was soll denn das? Willst du mich zu Tode erschrecken?«, herrschte sie ihn an und versuchte, ihr wild schlagendes Herz zu beruhigen.

»Oh, habe ich dir Angst gemacht? Das war nicht meine Absicht«, säuselte er mit nasaler Stimme.

»Ach, nein? Und wieso setzt du dich hier ins Dunkle und schließt den Laden wieder ab?«

Seine nur mit einem Milchflaum bedeckte Oberlippe kräuselte sich voller Abwehr.

»Ich wollte bloß überprüfen, wieso du glaubst, dass morgens die Zeit zu knapp bemessen ist.« Selbstgefällig plusterte er seinen Brustkorb auf wie ein Hahn, der seine Hennen maßregelt, und schüttelte tadelnd den Kopf. »Wenn du immer zu spät kommst, ist es ja wohl kein Wunder, dass du die Arbeit nicht rechtzeitig schaffst.« Er tippte mit dem Zeigefinger auf seinen Notizblock, um ihr zu bedeuten, dass er alles dokumentiert hatte.

»Also, ganz ehrlich ...«, setzte Cecilia empört an, doch er brachte sie mit einer Hand zum Schweigen.

»Sch!« Er zeigte auf den ersten Aktenkofferträger, der seinen Kopf durch die Tür steckte.

»Haben Sie schon auf?«

Noch bevor Cecilia antworten konnte, eilte ihr Chef geflissentlich auf ihn zu.

»Aber natürlich!«



Mit einem einladenden Wedeln seiner Arme und eifrigem Kopfnicken lud er ihn ein, hineinzukommen. Dann bedeutete er Cecilia mit majestätischer Geste, sich um die Kundschaft zu kümmern. Brodelnd vor Ärger schluckte sie ihren Kommentar herunter und begann, den Gast zu bedienen, der seinen Cappuccino gleich mit dreifachem Espresso verlangte.

Kaum war sie damit fertig, ging der morgendliche Trubel los und sie hatte zunächst keine Zeit, sich um Johannes Gedanken zu machen. Doch was auch immer sie tat, wohin sie auch ging, er folgte ihr mit seinen Blicken und schrieb Dinge in sein Notizbuch.

Damit machte er sie fast wahnsinnig. Zweimal hätte sie ihn am liebsten angefaucht, als er einen Disput mit einem Kunden wegen des zu heißen oder zu kalten Kaffees mit einem strafenden Hochziehen der Augenbrauen abmahnte.

Gegen zehn Uhr dreißig ebte der Ansturm ab und sie hatte die ersten freien Minuten, in denen sie sich normalerweise selbst einen Espresso machte. Während sie stattdessen zähneknirschend die Theke reinigte, stieg Zorn in ihr auf bei dem Gedanken, wie er mit ihr umgesprungen war. Auch wenn sie auf diesen Job angewiesen war, konnte sie sich das nicht bieten lassen. Fest entschlossen, die Sache ein für allemal zu klären, schmiss sie den Lappen, mit dem sie eben noch geputzt hatte, auf den Tresen und ging zu ihm herüber.

»Hast du nichts Besseres zu tun, als mich zu beobachten?«, fragte Cecilia mit mühsam unterdrückter Wut.

Er deutete geduldig auf seine Aufzeichnungen.

»Manchmal muss man Erhebungen machen, um die Arbeitsbelastung und die Qualität des Personals einzu-

schätzen.«

Cecilia atmete tief durch, um nicht aus der Haut zu fahren.

»Und, hast du etwas Weltbewegendes herausgefunden?«

»Nun ja, du könntest definitiv kundenorientierter sein.«

»Wie meinst du das?«

Mit in die Hüfte gestemmt Armen schaute sie zu ihm herunter. Dadurch schien er sich unterlegen zu fühlen. Jedenfalls erhob er sich von seinem Stuhl und baute sich seinerseits vor ihr auf. Ihr fiel ein säuerlicher Schweißgeruch auf, der von ihm ausging. Unwillkürlich wich sie zurück.

»Ach, weißt du, du bist doch eine hübsche Frau. Du müsstest zu deinen Kunden netter sein und sie würden dir aus der Hand fressen. Dann wäre es denen egal, ob sie warten müssten oder ob du mal zu spät kommst.«

»Ich weiß nicht, was du meinst. Ich arbeite hart und komme eigentlich nie zu spät. Heute hatte ich einfach Pech mit der U-Bahn-Verbindung.«

Sie sehnte sich danach, dass wieder ein Gast das Café betrat. Langsam wurde die Situation wirklich unangenehm.

»Irgendetwas ist doch immer und wenn du keine bessere Ausrede hast, sagst du, dass dein Kind krank ist!« Tadelnd sah er sie an. »Denkst du denn, dass ich das nicht merke?«

Mit offenem Mund stand sie vor ihm und konnte nicht fassen, was er redete.

»Aber weißt du,« plötzlich änderte er seinen Tonfall zu so etwas wie einem Schnurren, »ich bin ja kein Un-

mensch. Ich kann auch mal beide Augen zudrücken und gaaanz viel Verständnis für die Bedürfnisse einer armen, alleinerziehenden Mutter haben.«

Lauernd, wie ein Wiesel, kam er ihr noch näher.

»Du verstehst bestimmt, was ich meine.«

Ihr blieb fast die Spucke weg.

»Sorry, das will ich gar nicht verstehen.« Angewidert sah sie ihn an. »Aber dafür ist mir etwas anderes klarge worden.« Sie zog ihre Schürze aus und legte sie auf den Tisch vor ihn hin. »Ich kündige.«

Zuerst verschlug es ihm die Stimme und er starrte sie mit heruntergeklapptem Kiefer an. Dann eilte er ihr hinterher und packte sie unsanft am Arm.

»Hey, was soll das?«

Wie auf Kommando betrat eine Gruppe von vielleicht sechs Studenten das Café. Cecilia riss sich los.

»Mach deinen Scheiß ab jetzt alleine. Viel Spaß.«

Sie schnappte sich ihre Sachen und genoss den Anblick des nun seinerseits fassungslosen Johannes Walgräfe. Mit festen Schritten marschierte sie über die Straße, in den Park gegenüber. Erstaunt bemerkte sie die strahlende Herbstsonne. Ein leichter Wind kam auf und ließ bunte Kastanienblätter vor ihren Augen herabsegeln. Da spürte sie erst, dass sie am ganzen Körper zitterte.

Sie sah auf die Uhr. Es war elf Uhr morgens. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, alleinerziehende Mutter ohne Einkommen und hatte keine Ahnung, was sie nun tun sollte.

Ratlos überlegte sie, was sie mit der plötzlichen freien Zeit anfangen sollte. Denn vorzeitig zurückkehren kam nicht infrage. Ihre Mutter würde erraten, was passiert

war. Cecilia wusste genau, wie es ablaufen würde. Cornelia Weiß, die immer klaglos alles ertragen hatte, was das Schicksal ihr bot, würde sorgenvoll die Schultern hochziehen und mit Vorwurf in der Stimme fragen: »Wie konnte das bloß passieren?«

Das konnte Cecilia jetzt einfach nicht ertragen.

Beinahe stellte sie sich darauf ein, ziellos in einer Einkaufspassage herumzustreifen, da fiel ihr plötzlich ihr Freund Karsten ein. Ihn hatte sie schon eine gefühlte Ewigkeit nicht mehr gesehen, das letzte Mal an Jakobs vierten Geburtstag. Trotzdem blieb Karsten ihr bester und eigentlich auch einziger Freund.

Sie wählte seine Nummer ohne viel Hoffnung, dass er abnehmen würde. Wahrscheinlich war er am Arbeiten oder in einem seiner vielen Urlaube. Doch sie hatte Glück. Bereits beim dritten Klingeln nahm er ab.

»Cecilia! Wie schön, dass du anrufst! Wie geht es Dir?«

Es tat ihr gut, die ehrliche Freude in seiner Stimme zu hören, und sie schämte sich, dass sie ihn so vernachlässigt hatte. Sogar zu seinem letzten Geburtstag hatte sie ihm lediglich eine Nachricht geschickt.

»Na ja, du weißt ja, mein Leben fährt manchmal ziemlich Achterbahn.«

Er schien an ihrem Tonfall zu merken, dass etwas passiert war.

»Was ist los, Süße?«

Der mitfühlende Klang seiner Stimme schnürte ihr die Kehle zu.

»Mein Lieber, es tut echt gut, dich zu hören! Weißt du, ich habe gerade meinen Job verloren ...«

Mit leiser Stimme erzählte sie ihm, was geschehen

war. Karsten schnaubte angewidert.

»Diesen Kerl solltest du definitiv anzeigen. Der spinnt ja völlig! Alles in Ordnung mit dir?«

»Oh je, Karsten, jetzt rufe ich dich einmal alle Jubeljahre an und du musst dir meinen ganzen Müll anhören!«

»So ein Quatsch. Dafür sind Freunde doch da! Aber sag mal, wo bist du denn gerade, wenn du nicht arbeitest?«

»Ich sitze hier im Park und beklage mein Schicksal.«

»Also, wenn du noch Zeit zum Lamentieren hast: Ich habe hier einen wundervollen Rum und du weißt, dass ich die besten Caipis der Welt mache!«

Cecilia lachte.

»Lädst du mich am helllichten Tag auf ein Besäufnis ein?«

»Ich nehme, was ich kriegen kann. Oder musst du Jakob gleich abholen?«

»Nein, der ist krank und bei meiner Mutter.«

»Bei deiner Mutter?«, stieß Karsten überrascht aus.

Er kannte die Geschichte zwischen ihnen gut und wusste, dass sie auf die Hilfe von Cornelia Weiß verzichtete, wenn es irgendwie möglich war.

»Am besten du kommst zu mir und erzählst mir alles.«

Glücklicherweise war es nicht weit. Er residierte mitten im Stadtzentrum. Und nicht in irgendeiner Wohnung, nein, er bewohnte sein eigenes kleines Haus in der Nähe vom Zentrum. Es war ein schmales, nur 62 Quadratmeter großes Gebäude, das sich im Hinterhof eines ehemaligen Fabrikgebäudes versteckte.

Cecilia nahm an, dass Karsten mit jemandem befreundet war, der ihm diese Bleibe vermacht hatte. Wie sonst hätte man auch an so ein Juwel kommen sollen? Er war ein Meister im Networking, das genaue Gegenteil von ihr, und kannte Gott und die Welt.

Als sie klingelte, machte er sofort auf. Lächelnd stand er vor ihr und sie bemerkte, dass er die Haare kürzer trug als sonst. Im Übrigen war er ganz der Alte. Durchtrainiert und breitschultrig, nur ein Achselhemd tragend, sodass man seine muskulösen Oberarme und die beiden Tätowierungen deutlich sehen konnte. Er sah aus wie eine jüngere Version von Bruce Willis und wieder einmal dachte sie, dass er ein echter Verlust für die Damenwelt war.

»Hallo, meine Liebe!«, begrüßte er sie und sie folgte ihm in sein Reich. Er hatte sein Häuschen opulent in Gold und in Rottönen mit antiken Möbeln ausgestattet, die auch in ein englisches Landhaus gepasst hätten.

»Moment, es ist schon alles bereit!«

Er ging hinüber in die Küche und brachte ein kleines Tablett mit, auf dem sich zwei gefüllte Cocktailgläser befanden, hübsch mit einer Limette dekoriert.

»Du bist immer noch der totale Perfektionist!«, erkannte Cecilia lachend.

»Ich sage immer ›stilvoll geht die Welt zugrunde‹«, pflichtete er ihr bei.

Plötzlich entdeckte Cecilia etwas. Sie sprang auf und ging zu der schmalen Anrichte, auf der neben einem Bouquet aus frischen Rosen drei gerahmte Fotos standen.

»Wo hast du das denn her?«

Auf dem Bild war eine Schülerband zu sehen. Kars-

ten, damals noch mit langen Haaren, war der an der Bassgitarre. Und sie selbst saß am Schlagzeug. Es sah aus, als wäre es ein Livekonzert. Im Hintergrund hing ein buntes Bandemblem auf dem in schwungvollen Buchstaben »Lily Fay« geschrieben war. Alle waren dabei abzurocken.

Aber Cecilia wusste es besser. Es sah nur so aus, als würden sie zusammen Musik machen. In Wahrheit hatte niemand von ihnen ein Instrument spielen können.

»Ich habe mal ein Interview im Frühstücksfernsehen gegeben, als ich letztes Jahr in dem Film mit Moritz Bleibtreu mitgespielt habe, und da haben sie tatsächlich dieses Bild herausgekratzt!«

Eine Menge alter Erinnerungen kamen in ihr hoch, gute und schlechte. Karsten war zu einer Zeit Teil ihres Lebens gewesen, in der sie dachte, dass ihr bald die ganze Welt zu Füßen liegen würde.

»Wenn du willst, mache ich dir eine Kopie.«

Cecilia schüttelte den Kopf.

»Nein, danke, das würde ich mir ja doch nicht hinstellen.«

Karsten wusste, was sie meinte. Eine der anderen Personen auf dem Foto war schuld daran, wie es Cecilia heute ging. Tröstend legte er ihr den Arm um die Schultern.

»Kopf hoch. Es ist ja schon so viele Jahre her.«

»Du hast recht. Aber ich werde diese Geschichte mein Leben lang nicht vergessen können, nicht wahr?«

Eine Träne schlich sich in ihr Auge.

»Entschuldige, meine Liebe. Da möchte ich dich aufheitern und bringe dich zum Weinen. Was kann ich

tun?«

Er schien einen Moment nachzudenken und versuchte es dann mit einem verschmitzten Grinsen.

»Ich hätte da noch Schokoladeneis ...«

Nun musste Cecilia gegen ihren Willen schmunzeln. Früher, als sie zusammen in der Serie »Lily Fay« gespielt hatten, hatten sie sich nach frustrierenden Drehtagen oft mit einer Familienpackung Schokoladeneis zurückgezogen und sie gemeinsam ausgelöffelt. Das war auch sein erster Trostversuch gewesen, als sie nach ihrer plötzlichen Trennung in einem abgrundtiefen Loch gesteckt hatte. Eine große Packung »Ben & Jerry's Chocolate Fudge Brownie«.

Die hatte sie erst im Heißhunger fast allein verschlungen und dann direkt wieder in die Toilette gekotzt. Sie hatte danach sogar ein paar Wochen auf seinem Sofa übernachtet, als sie keine Ahnung gehabt hatte, wo sie hinsollte. Damals war er ihr ein wirklich guter Freund gewesen.

»Karsten, es tut mir leid, dass wir uns jetzt so lange nicht gesehen haben. Ich weiß, dass es an mir lag.«

»Süße, das muss dir nicht leidtun. Eine Freundschaft ist doch nicht deswegen erledigt, weil grad mal jemand im Überlebenskampf steckt und keinen Kopf für Spaß hat.«

»Das hast du wirklich treffend ausgedrückt.« Sie grinste ihn an. »Wie geht es dir denn?«

Nun bekamen seine Augen einen sorgenvollen Ausdruck.

»Na ja, die Zeiten waren schon mal besser.«

»Aber du hast in diesem Kinofilm mitgespielt. Der war doch der Knaller!«



Er trank einen großen Schluck von seinem Cocktail.

»Dieser Dreh ist bereits eine Weile her und seitdem lebe ich vom Eingemachten. Ich brauche dringend ein Engagement.«

»Oh, das hätte ich nicht gedacht.«

Schon hatte Karsten wieder sein übliches, optimistisches Grinsen im Gesicht.

»Keine Sorge. Ich kenne da jemanden, der gerade eine neue Serie bei Sat1 lancieren will, und wenn das klappt, dann will ich die Hauptrolle!«

»Oh, du bist ja gar nicht ehrgeizig!«

»Von nichts kommt nichts«, konterte er. »Aber was ist mit dir? Hast du keine Ambitionen, mal wieder dein Gesicht in die Kamera zu halten?«

»Nein. Mit der Fernsehbranche bin ich durch. Zumindest in dem Fall muss ich meiner Mutter recht geben: Das hat mir kein Glück gebracht.«

Ihre Mutter hatte damals mit aller Macht versucht, ihr die Schauspielkarriere auszureden. Stattdessen sollte sie den Schulabschluss machen und studieren. Aber Cecilia hatte nur die goldenen Möglichkeiten gesehen. Die Chance, ihre Herkunft hinter sich zu lassen und ein neues Dasein voller Glamour und Reichtum zu führen.

»Ich finde nicht, dass deine Mutter recht hatte.«

»Wieso?« Überrascht sah sie ihn an. »Guck mich doch mal an. Keine Ausbildung, kein Geld und sogar den schlecht bezahlten Job verloren. Hier steht die totale Verliererin!«

»Cecilia, vielleicht wird es doch mal Zeit, dass einer dir in deinem Lamento die Wahrheit sagt: Du hast Jakob. Etwas, das viele Menschen in ihrem ganzen Leben nie bekommen werden.«

Mit diesen Worten fuhr ein Ausdruck über sein Gesicht, bei dem sie sich fragte, ob er sich auch eine Familie wünschte.

»Und außerdem: Du bist eine begabte Schauspielerin und ich verstehe wirklich nicht, wieso du jahrelang deine Wunden leckst und dich hinter dem Tresen beim ›Coffee Palace‹ versteckst, wenn es dich doch nicht glücklich macht.«

»Was hätte ich denn sonst tun sollen? Und außerdem bin ich keine begabte Schauspielerin. Ich habe Glück gehabt, das ist alles.«

Als sie, gerade achtzehn geworden, von dem Schauspielagenten auf der Straße angesprochen worden war, hatte sie ihr Glück kaum zu fassen geglaubt. Sie war vom Fleck weg engagiert worden mit der Auflage, die nächsten vier Wochen, bis der Dreh losging, nichts anderes zu tun, als Schlagzeug zu üben.

Nicht ein einziges Mal hatte sie darüber nachgedacht, ob sie es annehmen sollte oder nicht. Dass ihre Mutter schier ausflippte, weil sie dafür die Schule kurz vor dem Abitur geschmissen hatte, war ihr ziemlich egal. Schließlich war sie volljährig gewesen.

»Cecilia, es braucht mehr als nur Glück dazu, in dem Business zu bestehen«, meinte Karsten mit Engelsgeduld.

Beide starrten in ihre Gläser. Dann setzte er noch einmal an.

»Mal im Ernst: Glaubst du, dass du Jakob und dich die nächsten Jahre mit Kellnern durchbringen kannst? Wenn ich es richtig gehört habe, werden Kinder eher teurer als billiger!«

»Ich habe auch darüber nachgedacht, ob ich es schaf-

fen kann, noch einen Beruf zu erlernen. Aber ich weiß nicht, wie ich das organisieren soll.«

»Du hast doch schon einen Beruf!«

»Unglücklicherweise habe ich aber nicht die Kraft, das erneut durchzustehen.«

»Lockt es dich denn gar nicht?«

Sehnsuchtsvoll dachte Cecilia daran, wie alles angefangen hatte. Wie ihre ehemaligen Klassenkameraden sie bewundert hatten. Wie stolz sie selbst gewesen war, als sie aus der Sozialwohnung heraus war.

Dann erinnerte sie sich an das großartige Gefühl zu spielen, an die innere Kraft und den Mut, Dinge zu tun, für die sie sonst viel zu schüchtern war. Sie vermisste das Gefühl, sich auf ihren Körper zu konzentrieren, ganz bei sich zu sein. Frei, aber gespannt wie ein Flitzbogen kurz vor dem Schuss.

»Mein Gott, natürlich vermisse ich das Drehen wie die Luft zum Atmen.«

»Wieso versuchst du es dann nicht noch mal?«

Immer wenn in den letzten Jahren, seit Jakob da war, dieser Gedanke aufgekommen war, hatte sie ihn beiseitegeschoben. Aber nun begann sie zu zweifeln. Hatte sie wirklich alles wegen Jakob aufgegeben oder traute sie sich bloß nicht, sich den Geistern der Vergangenheit zu stellen?

Als sie bei ihrer Mutter ankam, war es genau so spät, wie es hätte sein müssen, wenn sie noch gearbeitet hätte.

Cornelia Weiß machte ihr die Tür auf und verschwand kommentarlos in der Küche. Jakob lag auf dem Sofa. Es schien ihm schlechter zu gehen als zuvor,

denn er starrte ins Leere und interessierte sich nicht für die Cartoons im Fernsehen. Cecilia legte ihm die Hand auf die Stirn. Er glühte.

Schuldgefühle übermannten sie. Sie hatte bei Karsten gegessen und fröhlich gelacht, während ihr Sohn der fragwürdigen Pflege ihrer Mutter überlassen gewesen war.

»Er ist ja total heiß!«, rief sie vorwurfsvoll in Richtung der Küche.

»Vierzig-zwei«, kam es zurück.

Mist. Hätte sie sich bloß selbst um ihn gekümmert.

»Wieso hast du mich nicht angerufen?«, empörte sich Cecilia.

»Wozu?«

Ihre Mutter kam mit einer Schüssel Wasser und ein paar Lappen um die Ecke.

»Du musstest arbeiten, was hätte das geändert?«

Cecilia wusste nicht, was sie darauf antworten sollte und senkte den Kopf.

»Ich wollte ihm gerade Wadenwickel machen.«

Cecilia konnte sich nicht erinnern, dass sie das jemals mit ihr gemacht hatte.

»Nein!«, protestierte Jakob, der doch nicht schlief, wie Cecilia angenommen hatte.

»Komm, mein Schatz, das hilft dir. Danach machen die Cartoons noch mehr Spaß!«, versuchte sie, ihn zu beruhigen.

Sie zog ihm die Socken aus und gemeinsam platzierten sie die Tücher an seinem Bein und wickelten ihn schnell wieder unter die Decke. Er jammerte kläglich. Cecilia blieb bei ihm sitzen und streichelte seine Hand.

»Ich dachte eigentlich, dass wir sofort loskönnen«,

meinte sie müde.

»Den hat es ziemlich heftig erwischt«, entgegnete ihre Mutter trocken. »Wenn ich mich nicht täusche, dann wird das hier die ganze Woche dauern.«

Cecilia seufzte und ließ die Schultern hängen.

»Soll ich morgen wieder ...«, fragte ihre Mutter.

»Nein, das schaffe ich schon selbst«, antwortet Cecilia in einem möglichst abweisenden Ton in der Hoffnung, dass sie nicht weiter nachhakte. Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Prüfend sah ihre Mutter sie an.

»Musst du morgen nicht arbeiten?«

»Nein.«

»Wie kommt denn das?« In plötzlichem Verstehen weiteten sich ihre Augen und sie rang dramatisch die Hände. »Oh nein, sag, dass das nicht wahr ist!«

»Wieso kümmert es dich plötzlich, was ich arbeite und wie ich klarkomme?«, entgegnete Cecilia abweisend. »Als Jakob auf die Welt kam, hast du dich auch einen Dreck für ihn interessiert.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Ich war nur traurig, dass dein Leben nun ... na ja verkorkst war!«

«So wie deines, oder?«, sagte Cecilia leise. »Ich habe dir dein Leben verkorkst und du konntest es nicht aushalten, dass ich denselben Fehler mache wie du.«

Ihre Mutter schüttelte stumm den Kopf.

«Wie konnte ich bei dir nur alles falsch machen?«, sagte sie schmerzvoll und versetzte Cecilia damit einen Stich in die Brust. Ihr Leben lang hatte sie das Gefühl gehabt, für den Kummer ihrer Mutter verantwortlich zu sein, und war deshalb, so schnell sie konnte, ausgezogen.

Hoffentlich hatte Jakob nicht auch dieses Gefühl. Das

könnte sie niemals ertragen. Denn es stimmte nicht. Sie hatte sich bewusst dafür entschieden, ihn trotz aller Widrigkeiten zu bekommen, und diesen Teil ihrer Lebensentscheidungen nie bereut.

Sie nahm ihr Handy heraus und rief ein Taxi an, obwohl das ihre finanziellen Probleme nur verschlimmern würde, denn sie musste hier jetzt dringend weg.

Die Pflege ihres kranken Sohnes und die auf diese Art durchwachten Nächte ließen ihr in den folgenden Tagen wenig Raum zum Nachdenken. Sie kam noch nicht einmal dazu, Karstens Anruf zu erwidern, der ihr auf die Mailbox gesprochen hatte, dass sie sich bei ihm melden solle.

Erst am Freitag, als Jakob zwar zu Hause bleiben musste, aber immerhin schon ganz zufrieden fernsah, ließ sie es zu, dass ihre Gedanken sich ihrem dringendsten Problem zuwandten, dem Geld. Wie sollte sie demnächst ihren Lebensunterhalt bezahlen?

Sie suchte ein altes Bewerbungsfoto heraus, schrieb ihren Lebenslauf auf dem betagten Rechner und beantwortete einige Anzeigen von Cafés, die auf der Suche nach einer Kellnerin waren. Wirklich überzeugt war sie davon allerdings nicht. Karstens Worte klangen in ihr nach und sie fragte sich, ob es nicht doch richtig wäre, es noch einmal mit der Schauspielerei zu versuchen.

Aber selbst wenn sie es wagte, so würde es dauern, bis wieder Geld hereinkam. Was sollte sie in der Zwischenzeit machen? Sie entschied, dass es an der Zeit war, etwas zu tun, was sie nie tun wollte, auch weil ihre Mutter es immer so verteufelt hatte. Gleich Montag würde sie zum Arbeitsamt gehen.

### 3

Sie versuchte, Jakob nicht merken zu lassen, was los war und verbrachte ein ganz normales Wochenende mit ihm. Am Montag lieferte sie ihn zur üblichen Zeit in der Kita ab. Dann machte sie sich auf, ihren persönlichen Gang nach Canossa anzutreten. Dass sie jetzt zum Arbeitsamt gehen musste, fühlte sich wie ihre schlimmste Niederlage an.

Wie schlecht die Zeiten auch gewesen sein mochten, ihre Mutter hatte sie beide ohne Hilfe vom Amt durchgebracht. Es war eine der wenigen Dinge gewesen, auf die sie wirklich stolz gewesen war. Doch wie Cecilia es auch drehte und wendete, sie brauchte das Geld, denn ihre Rücklagen waren längst aufgebraucht.

Kurz zögerte sie, als sie vor der graueingefassten Glastür der Behörde stand. Eine diffuse Angst erfasste sie, als wäre dies ein Gefängnis, dem man nie wieder entinnen konnte. Dann gab sie sich einen Ruck und ging hinein.

Vielleicht war es Einbildung, aber es schien ihr, als würde dem Gebäude eine Aura des Misserfolges, der

geplatzten Träume und der verzweifelten Hoffnungen anhaften. Im Eingangsbereich gab es eine lange Schlange von Menschen, die vor der Anmeldung warteten. Es roch nach Desinfektionsmitteln, Schweiß und billigem Parfüm. Cecilia reihte sich hinter einem Mittfünfziger in Holzfällerhemd ein und wartete darauf, an der Reihe zu sein.

Nach ungefähr zwanzig Minuten konnte sie an den Schalter treten. Die kleine hagere Frau mit den Knopfaugen und der schmalen Brille erinnerte sie an eine Feldmaus.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte mich arbeitslos melden.«

»Personalausweis, bitte.«

Cecilia wühlte mit hektischen Fingern ihren Ausweis aus dem Portemonnaie.

Die Frau gab etwas in einen Computer ein und blickte dann auf.

»Akademikerin?«

»Wie bitte?«

»Haben Sie ein abgeschlossenes Studium?«, fügte die Frau ungeduldig hinzu.

»Nein.«

Sie zog eine Marke aus einer Rolle vor ihr und reichte sie Cecilia.

»Warten Sie im dritten Stock, im Bereich E, bis sie aufgerufen werden.«

Cecilia nahm den Aufzug nach oben und setzte sich auf einen der fest verschraubten Plastikstühle. Sie blätterte in der einzig vorhandenen Zeitschrift, einer zerfledderten, sechs Monate alten Ausgabe von »Das goldene Blatt«, schaute sich alle Broschüren an, die herum-



lagen, von »Arbeitslos, was nun?« bis »Neue Perspektiven in der Langzeitarbeitslosigkeit« und starrte eine gefühlte Ewigkeit an die Decke.

Nach anderthalb Stunden saß sie endlich einem bierbauchigen Mann mittleren Alters gegenüber. Als er im Zwei-Finger-Such-System und mit konzentriert zusammengekniffenen Augen begann, ihren Namen und ihre Adresse in eine Kartei einzutragen, wunderte sie sich nicht mehr über die Wartezeiten. Schließlich wischte er sich mit einem Papiertaschentuch die Schweißperlen von der blanken Stirn und blickte auf.

»Ihr Beruf?«

»Schauspielerin«, sagte sie stolz und fügte dann hinzu, »und Kellnerin.«

Unbeeindruckt tippte er erneut umständlich Buchstaben in den Rechner.

»Schulabschluss?«

»Mittlere Reife.«

»Ausbildung?«

»Nein.«

»Hm.« Abschätzig sah er sie an. »Können Sie sonst noch etwas?«

»Nein.«

Er seufzte.

»Ich habe einen fünfjährigen Sohn.«

Auch das notierte er ohne die Miene zu verziehen.

»Computerkenntnisse?«

»Ja, das Übliche.«

»Programme?«

»Word?«, entgegnete sie fragend.

»Irgendwelche Hobbys?«

»Dafür hätte ich gern Zeit, aber wie gesagt habe ich

einen kleinen Sohn.«

Mittlerweile war sie leicht gereizt.

»Leben Sie mit dem Vater zusammen?«

»Nein, der spielt keine Rolle bei uns.«

Schweigend tippte er auf seinem Computer herum. Minutenlang. Dann schaute er sie triumphierend an.

»Ich habe hier drei Jobanzeigen, die für Sie passen könnten.«

Er legte ihr die Ausdrucke vor.

»Motivierte Servicekraft (w) für Szeneladen gesucht.«

»Reinigungskraft in den Abendstunden.«

»Tänzerin (w) mit guter Figur und exzellentem Körpergefühl für erotische Bar.«

Verdutzt sah sie ihn an.

»Soll das ein Witz sein? Tänzerin in erotischer Bar?«

Er wirkte überrascht.

»Wieso? Das passt zu ihrem Profil. Sie kennen sich doch mit Darstellung aus.«

Sie versuchte, es mit Humor zu nehmen.